# Reise durch das Chaos

**Wasserknappheit, Hunger, Städte ohne Licht und ein despotischer Staatspräsident: Warum Simbabwe ohne Hilfe vom endgültigen Kollaps bedroht ist. Auftakt einer Reportage-Reihe**

FOTOS: CHRISTIAN PUTSCH

**Impressionen aus dem Alltag Simbabwes: Am Straßenrand warten Menschen, um von vorbeifahrenden Autos mitgenommen zu werden (großes Bild). Kleine Bilder von links oben nach rechts unten: Die Porträts von Staatspräsident Mugabe – hier in einem Hotelzimmer – sind in jedem öffentlichen Gebäude Vorschrift. Hightech findet nicht mehr statt, Benzin ist Mangelware, die Busse sind hoffnungslos überfüllt. Die Krise trifft die Landbevölkerung besonders hart – eine Frau versucht, aus den wenigen Lebensmitteln ein Mittagessen zuzubereiten. Medizin für Tiere gibt es seit Jahren nicht mehr, deshalb ist das Vieh häufig in erbärmlichem Zustand. Kinder verkaufen an der Straße Gemüse – jeder Cent zählt für das Überleben**

Von Christian Putsch

Wer Simbabwe betreten will, muss an Robert Mugabes Blicken vorbei. Über dem Flughafengang der Hauptstadt Harare hängt das Porträt des Diktators, ein goldgerahmtes Foto. Die Wangen minimal hochgezogen, das Scheitern eines Lächelns. Schmaler Oberlippenbart, dunkler Anzug, gepunktete Krawatte. Die Nationalflagge von Simbabwe hängt im Hintergrund, der 83-Jährige posiert davor mit stolzer Brust. Ein Bild, fast symbolisch.

Mugabe möchte nicht, dass ich unter seinem Gemälde entlanggehe. Journalisten sind in Simbabwe nicht willkommen, die Medien des Landes sind eingestellt oder verstaatlicht worden. Nur ein paar Tage später werde ich eine Meldung im

Schattenreich
**Simbabwe**

Teil 1

Radio hören: Ein ausländischer Fotograf ist verhaftet worden, weil er Menschen fotografiert hat, die in einer knapp 100 Meter langen Schlange für Brot angestanden haben. Er hatte sich akkreditiert, angemeldete Journalisten werden in der Regel nach der Einreise vom Geheimdienst überwacht.

„Student“ trage ich in das Einreiseformular unter Beruf ein, darunter „Tourist“. Das ist der einzige Weg, in Simbabwe an Informationen zu gelangen. Anstelle einer professionellen Kamera ist eine Minidigitalkamera im Gepäck.

Der Zollbeamte mustert mich, ohne eine Miene zu verziehen. Er interessiert sich nur für die 30 US-Dollar, die jeder Ausländer für die Einreise bezahlen muss. Ich gebe ihm eine 50-Dollar-Note. „Den Pass“, nuschelt er. Ein Stempel kracht auf das Papier. Die 20 US-Dollar Wechselgeld gibt er aus der Brusttasche seines Hemdes heraus. Eine Woche Chaos hat begonnen.

Sebastian Nyamhangambiri wartet in der Eingangshalle auf mich. Er heißt anders. Das Pseudonym benutzt er, seit die Regierung vor drei Jahren seinem Arbeitgeber, dem „Daily News“, die Lizenz entzogen hat. Jahrelang hatte die Zeitung über Massenmorde und Vetternwirtschaft von Mugabes Regierung berichtet. Dann reagierte der Diktator: 2004 hatten die Mitarbeiter drei Monate Zeit, ihr Gebäude in der Samora Machel Street zu verlassen. Es war das Ende des letzten unabhängigen simbabwischen Mediums. Sebastian arbeitet seitdem im Untergrund für die Onlinenachrichtenseite Zimonline.com. „Du wirst hier Hunger haben“, sagt Sebastian, als er am Parkautomaten mit 10 000 Zimbabwe-Dollar bezahlt, „aber du wirst zum ersten Mal in deinem Leben Millionär sein.“ Eine Million Simbabwe-Dollar sind weniger als drei Euro. Die Inflationsrate Simbabwes ist die höchste weltweit.

Vor dem Flughafengebäude sitzen Hunderte Menschen mit weißen Umhängen. Am Nachmittag wird der Präsident von Äquatorialguinea, Teodoro Mbasogo, das Land verlassen. Mugabe will seinen Freund angemessen verabschieden. Viele Verbündete sind ihm nicht geblieben, Simbabwe wurde wegen Menschenrechtsverletzungen aus dem Staatenbund Commonwealth ausgeschlossen, Mugabe selbst wird die Reise in die Europäische Union verweigert.

Vor drei Jahren kamen Oppositionelle aus Äquatorialguinea nach Simbabwe, um Waffen für einen Umsturz in ihrem Land zu kaufen. Sie wurden verhaftet. Noch immer dankbar, hat der Gast am Morgen bei einer Landwirtschaftsmesse Simbabwe als „einen der führenden Industriestaaten mit starker Landwirtschaftsbindung“ bezeichnet. Sein Land wolle von Simbabwe lernen.

Den dürren Menschen, die noch immer in Bussen zum Flughafen gekarrt werden, muss das wie eine bittere Satire vorgekommen sein. Vor sieben Jahren hat Mugabe in einer chaotischen Landreform begonnen, 4000 der damals 4500 weißen Farmer zu enteignen. Die Felder wurden nach Gutsherrenart an schwarze Landsleute verteilt. Heute liegen die meisten Felder, die einst Dutzende Länder in Afrika versorgten, brach. Millionen wurden arbeitslos.

Mit Tempo 40 fährt Sebastian die Landstraße Richtung Harare entlang, der Motor stottert. Benzin ist zu einem der kostbarsten Güter geworden. Die beiden Tankstellen auf unserem Weg sind seit Wochen nicht mehr beliefert worden, wie fast alle des Landes. Die Tankanzeige deutet auf null, Sebastian hat gestern nur fünf Liter auf dem Schwarzmarkt bekommen.

Wenige Autos fahren durch die Millionenstadt Harare, dafür sind allein auf den Bürgersteigen der Robert Mugabe Avenue Tausende Fußgänger. Es ist die längste Straße der Stadt, deshalb muss sie nach dem Präsidenten benannt werden. Wie in jedem Ort des Landes.

Die Menschen organisieren von morgens bis abends. Wo gibt es Mineralwasser? Wo Brot? Wo vielleicht sogar einen Tagesjob? 80 Prozent der Menschen, und diese Zahl kommuniziert selbst die Regierung, sind arbeitslos; das ganze Land ist zu einem einzigen Schwarzmarkt geworden. Die Dämmerung bricht herein, kaum eine Straßenleuchte brennt. Dann doch – Licht. Die Straßen nahe dem Hotel sind beleuchtet, selbst die Ampeln funktionieren hier. Nur ein paar Hundert Meter weiter ist der Regierungssitz von Mugabe. Je näher man seinen Häusern kommt, desto besser die Straßen.

In meinem Hotel begrüßt mich wie schon am Flughafen das verzerrte Lächeln Mugabes, sein Foto hängt an der Wand hinter der Rezeption. Auch das ist Vorschrift, in allen öffentlichen Gebäuden. Eine Stecktafel weist Preise in Simbabwe-Dollar (5 844 600) und US-Dollar (100) aus, Ausländer müssen in US-Dollar zahlen. Im Gepäck habe ich 600 US-Dollar und 3000 südafrikanische Rand, zusammen etwa 730 Euro. Am Ende der Woche wird das Geld knapp werden.

Am nächsten Morgen gehen wir auf den Schwarzmarkt – ein Netzwerk von Kontakten. Ein Bekannter von Sebastian arbeitet in einer Bank, mit dem Zugang zu Devisen hat er sich einen Nebenverdienst aufgebaut. Wir treffen uns mit ihm mitten in der Innenstadt.

Die Menschen hasten vorbei, während 15 Minuten vergehen. Aber der Schwarzhändler kommt nicht. Dann sieht ihn Sebastian. Er steigt aus, geht auf ihn zu. Doch als er ihn erreicht hat, kommen zwei Männer auf ihn zu. Im Rückspiegel sehe ich, wie sie diskutieren.

Nach einer Viertelstunde steigt Sebastian in das Auto, ohne das Geld. Es waren Zivilfahnder, glaubt er. „Sie haben nicht gesagt, wer sie sind“, sagt Sebastian, und er wirkt das erste Mal etwas nervös, „ich habe ihnen gesagt, ich bin sein Bruder und wollte ihn besuchen. Das haben sie geglaubt.“ Eine Stunde später treffen wir den Schwarzhändler ein paar Straßen weiter, die Fahnder haben ihn laufen lassen. Er steigt hinten ein, ein kleiner Mann Mitte 30. Für 100 US-Dollar bekommen wir 24 Millionen Simbabwe-Dollar. Das Geldbündel ist zehn Zentimeter dick.

Wir fahren durch Harare, eine Großstadtwüste mit bröckelnden Fassaden, die Sonne heizt das Auto auf. Sebastian will mir eine der grässlichsten Taten von Mugabes Regierung zeigen: die Zerstörung von Hatcliffe Extension, einer Siedlung 25 Kilometer nördlich von Harare.

Die Bewohner hatten im Frühjahr 2005 bei einer Wahl mehrheitlich gegen Mugabes Partei Zanu-PF gestimmt, der Ort galt als Hochburg der Opposition. Mugabe tat das, was ihn trotz Millionen leidender Landsleute bis heute die Macht sichert: Er verbreitete Angst und Terror. Rund 3000 Polizisten kamen in der Nacht des 26. Mai 2005 in die Siedlung Hatcliffe Extension im Norden von Harare, Mugabe hatte die „Operation Murambatsvina“ (Abfallbeseitigung) angeordnet. Innerhalb weniger Stunden zerstörten die Polizisten die Häuser Tausender Menschen. Oft zwangen sie die Bewohner, ihre Häuser und Hütten selbst einzureißen. Zur Begründung hieß es, die Siedlung sei illegal errichtet worden. Die Aktion wurde auf alle großen Städte des Landes ausgeweitet. Laut Amnesty International wurden 700 000 Menschen mitten im afrikanischen Winter obdachlos.

Die asphaltierten Straßen enden. Es wird klar, warum die Menschen hier vom „simbabwischen Tsunami“ sprechen: Wir fahren an provisorisch aufgebauten Baracken vorbei. Auf dem Boden sind rechteckige Umrisse zu sehen, einst standen hier kleine Steinhäuser.

Wo früher gekocht wurde, vertrocknet heute das Gras. Wir fahren an Kindern vorbei, die in Bautrümmern spielen. Vor der Zerstörung gab es fließendes Wasser und Strom, beides ist nun Kilometer entfernt. In den Feldern beten zwei Gruppen Katholiken. Die wenigen Baracken, die wieder aufgebaut worden sind, hat die katholische Kirche finanziert.

Schweigend verlassen wir nach einer Stunde Hatcliffe Extension – vorbei an einem Golfplatz, auf dem ein älteres Paar in edler Kleidung gerade das Putten übt. Noch immer gibt es in Simbabwe reiche Menschen, allen voran Mugabe selbst: Im vergangenen Jahr hat er sich zwei neue Luxuslimousinen liefern lassen.

Am nächsten Morgen dauert es zwei Stunden, bis wir Benzin bekommen. Einen Kilometer lang staut sich der Verkehr vor der einzigen belieferten Tankstelle weit und breit. Wir wollen nach Bulawayo, die zweitgrößte Stadt des Landes. 400 Kilometer liegen vor uns. Ein Supermarkt hat Waren bekommen, wir stellen uns in die Schlange. „Maximal fünf Wasserflaschen pro Kunde“ steht an dem Kühlregal. Wir bedienen uns, jeder nimmt nur drei der kleinen Flaschen.

Mit leeren Sitzen darf man in Simbabwe in diesen Tagen nicht fahren. Es wäre ein Affront gegenüber den Menschen ohne Transportmöglichkeit. Langsam fährt Sebastian in der Mittagshitze an Hunderten wartenden Menschen vorbei und stoppt vor drei jungen Frauen. Sie stürmen auf das verbeulte Auto zu: „Eine Million“, ruft eine von ihnen. „Eineinhalb“, sagt Sebastian. Als sie zögert, fährt er langsam an. „Warte! Wir kommen mit.“

Auf unserem Weg sehen wir Dutzende brennende Felder. „Die Menschen stecken sie an, um Hasen und Mäuse aus ihren Löchern zu treiben“, erklärt Sebastian, „mit angespitzten Stöcken stehen sie an den Enden der Löcher und töten die vor dem Feuer flüchtenden Tiere. Dann grillen sie die Tiere.“

Das Wasser reicht nicht. Wir haben zwei Flaschen den Anhalterinnen auf der Rückbank gegeben. Als wir in Bulawayo ankommen, verabschiedet sich die Sonne. Der Durst bleibt.

Zwei Hotels sind ausgebucht. Ein Gasthaus hat schließlich ein Zimmer frei. Getränke: Fehlanzeige. Wir laufen durch die Straßen. Kaum eine Minute vergeht, ohne dass Menschen um Geld bitten. Eine Imbissbude verkauft ausschließlich Hühnchen, dazu Pommes. Keine Getränke. Seit Tagen ist kein Wasser in die Kulturhauptstadt geliefert worden, in der traditionell viele Mugabe-Kritiker leben. Am nächsten Tag soll hier die Schule nach den Ferien wieder anfangen. Keiner weiß, wie die Kinder dort hinkommen sollen. Und was sie dort trinken sollen.

Schließlich haben wir im „Rainbow“-Hotel, dem teuersten der Stadt, Erfolg. Ein paar Spirituosen stehen auf der Karte – und Coca-Cola als einziges Getränk ohne Alkohol. Der US-Konzern, der hier einst dafür zahlte, sein Logo auf allen Ortsschildern des Landes zu platzieren, exportiert noch immer seinen Sirup nach Simbabwe, wo er nur noch mit Wasser aufbereitet werden muss.

Der Durst kehrt am nächsten Morgen zurück. Erneut bleibt nur Cola aus dem Hotel. Diesmal haben wir zwei leere Flaschen mitgebracht. Die Polizei überwacht anhand des Leerguts, dass die Hotels keine Flaschen außer Haus geben. Mit unseren Flaschen wird der Kellner den Kasten auffüllen können, für die Rückfahrt nach Harare am Nachmittag gibt er uns zwei volle.

Zuvor spricht ein junger Mann Sebastian an. Sie unterhalten sich auf Shona, der vorherrschenden Sprache in Simbabwe. „Hey, wie geht es dir?“, fragt der Mann. „Ganz okay“, sagt Sebastian. „Lange nicht gesehen, was?“, fragt der Mann weiter. Sebastian lächelt, aber schweigt. „Heute trinkst du also mal etwas mit einem Weißen. Ein Freund von dir?“ „Nein“, sagt Sebastian, „ich habe ihn draußen getroffen, und er wusste nicht, wo er etwas trinken könnte. Da habe ich ihn hierher gebracht.“

Sebastian hatte den Mann, der sich so vertraut gab, noch nie zuvor gesehen. Er fragt den Kellner nach ihm. „Sei vorsichtig mit ihm“, antwortet der. Einer der wenigen funktionierenden Bereiche in Simbabwe ist der Geheimdienst. Vor dem Hotel läuft Sebastian einmal um das Auto und kontrolliert die Schrauben aller Reifen. Er hat Erfahrung mit dem Geheimdienst. In Sebastians Handy ist eine SMS für den Notfall gespeichert: „Ich bin verhaftet worden. Ruf diese Nummer an: …“ Falls er wegen Berichterstattung ohne Lizenz verhaftet wird, wird er sie seiner Frau schicken.

Wir machen uns auf den Rückweg. Schnell wird es dunkel, und erst jetzt, zwischen den beiden Millionenstädten, wirkt Simbabwe gespenstisch. Kaum eine Straßenleuchte funktioniert. Schemenhaft tauchen Menschen auf der Fahrbahn auf, die ihren Fußweg nicht vor Sonnenuntergang beenden konnten. Plötzlich sind wir in Chegutu – einer Stadt mit 200 000 Einwohnern, in der einfach kein Licht brennt. Die Stromversorgung ist abgeschnitten.

Einen Tag vor meinem Abflug sagt Sebastian, ich könne Simbabwe nicht verlassen, ohne etwas von seiner Schönheit zu sehen. Über die spreche in Deutschland doch längst keiner mehr. An den weltberühmten Victoriafällen machen noch immer Tausende Südafrikaner Urlaub in Luxushotels. Aber die Wasserfälle sind zu weit weg. Wir entscheiden uns für die Höhle von Chinhowi, eine riesige Grotte 120 Kilometer von Harare entfernt mit einem kristallklaren See in der Mitte. Sebastians Frau und seine kleine Tochter sitzen auf der Rückbank.

„Police Ahead“ steht auf einem Warnschild, nur wenige Kilometer vor den Höhlen. Ein Beamter hält uns an. Langsam geht er um das Auto, dessen Beifahrertür sich nur von innen und die Fahrertür nur von außen öffnen lassen. Kurz spricht er mit Sebastian, dann dürfen wir weiterfahren. „Gab es Probleme?“ „Nein“, sagt Sebastian, „er hat uns gebeten, dass wir ihm auf dem Rückweg von den Höhlen etwas zu essen mitbringen. Er hat Hunger.“

90 Prozent der Polizisten verdienen umgerechnet rund zehn Euro im Monat, selbst den Korruptesten unter ihnen bleibt kaum genug zum Überleben. Mit dem Militär verhält es sich ähnlich, und deshalb hofft die Opposition, dass auch Polizei und Militär irgendwann gegen Mugabe aufbegehren werden. Auf dem Rückweg geben wir dem Polizisten kein Essen, aber 200 000 Simbabwe-Dollar.

Am nächsten Morgen fahren wir zum Flughafen. Wieder zeigt die Tanknadel auf null, und wieder meint Sebastian, „es müsste eigentlich noch reichen“. Die Plakate von Mugabe und dem Präsidenten von Äquatorialguinea, die vor einer Woche noch die Straße gesäumt hatten, sind inzwischen weg. Mit Tempo 40 rollen wir unter einem leuchtend weißen Betonbogen vor dem Flughafen hindurch. Meterhohe schwarze Buchstaben verkünden vom Ende der britischen Kolonialzeit: „Simbabwe 1980 Unabhängigkeit“.

Die Wahrheit ist das nicht. Die steht in den Gesichtern der Menschen: 27 Jahre später, im Jahr 2007, ist die Bevölkerung Simbabwes abhängiger von fremder Hilfe denn je.

*Die Serie im Internet unter:*
**www.welt.de/simbabwe**

*Exklusiv-Video Simbabwe:*
**www.welt.de/videos**